

Ulrich Renz

Starke Wirtschaft – faire Arbeit

Eingangsreferat zum Forum 4 auf dem Zukunftskongress der Sächsischen SPD,
Dresden, 25.01.2014

Wenn man in die Zukunft schauen will, kann ein Blick in die Vergangenheit nicht schaden. Springen wir also kurz zurück zu einem anderen Zukunftskongress, der vor ziemlich genau zwanzig Jahren abgehalten wurde, damals organisiert von Michael Gorbatschow, auch hier war das Thema die Zukunft der Arbeit. Unter den Teilnehmern aus Wirtschaft und Politik herrschte großes Einvernehmen darin, dass die Arbeitsgesellschaft ihren Mitgliedern in nicht allzu ferner Zukunft quasi naturgesetzlich immer weniger Arbeit bieten könne, weil nämlich der technische Fortschritt menschliche Arbeit überflüssig mache.

Wir schreiben die 90er Jahre - die Zeit der Privatisierungen und Massenentlassungen bei Telekom und Banken, die Arbeitslosen-Zahlen sind unaufhaltsam am Steigen, der Staat häuft Schulden auf Schulden im vergeblichen Versuch, Arbeit zu schaffen, und sei es auch nur Scheinarbeit zu einem Scheinlohn.

Was unserer Gesellschaft nach der damaligen Überzeugung bevorstand, war nichts anderes als das Ende der Arbeit – so der Titel eines damaligen Bestsellers des Soziologen Jeremy Rifkin.

Nun, es ist offenbar anders gekommen. Die Arbeitslosenrate ist seit mittlerweile einem Jahrzehnt im Sinkflug. Jedes Jahr bringt neue Rekorde bei der Beschäftigung. Mit 42 Millionen sind derzeit mehr Menschen in Lohn und Brot als jemals zuvor in der deutschen Geschichte. Selbst die Arbeitslosen gehen in sogenannten 1-Euro Jobs einer geregelten Arbeit nach.

Aber Arbeit ist nicht nur einfach mehr geworden, sie hat sich auch qualitativ verändert. Sie kennen die Entwicklungen ja. Mit der Liberalisierung des Arbeitsmarktes ist ein blühender Billigsektor entstanden, in dem sich jetzt ein guter Teil von denen wiederfindet, die früher arbeitslos waren.

Wir haben inzwischen über 700.000 Leiharbeiter und fast 7 Millionen Minijobber, von den vielen Millionen an Schein- und Pseudoselbstständigen ganz zu schweigen. Die Liberalisierung war ja nichts anderes als eine Preissenkung für wenig qualifizierte Arbeit – es ist nur folgerichtig, dass die Nachfrage gestiegen ist. Gut für unsere Wirtschaft, die an Stärke gewonnen hat wie ein Bodybuilder unter Anabolika. Schlecht für die betroffenen Beschäftigten – von ihrem Job eine Familie zu ernähren ist für viele von ihnen zu einer Utopie geworden, die man allenfalls noch aus den Erzählungen von den alten Zeiten kennt.

Aber wenn wir mal die Kellerkinder verlassen und uns in den oberen Rängen umschauchen, wo die gut ausgebildeten Kinder der Mittelschicht arbeiten, verzeichnen wir eine genau gegenteilige Entwicklung, über die wir uns genauso die Augen reiben können.

Schon mal rein räumlich: wo immer eine neue Konzernzentrale gebaut wird, werden Stararchitekten engagiert, die eine Arbeitswelt erschaffen, die mehr einer Hotelloobby ähnelt als einem Bürotrakt der alten Neonlicht-Ära. Espresso-Bar und Biokantine gehören zur Grundausstattung.

Richtig kuschelig ist es dort oben geworden – und das gilt auch für das Atmosphärische. Die Kollegen sind jetzt Buddys, abends zischt man noch gemeinsam ein Feierabend-Bierchen beim Chef, mit dem man selbstverständlich spätestens seit der ersten Weihnachtsfeier per du ist.

Die Entwicklung hat in den 80ern ihren Ausgang genommen, als das Ende der behavioristischen Denkschule ein neues Paradigma in die Psychologie bringt: Nicht durch Belohnung und Strafe ist der Mensch zu Höchstleistungen anzuspornen, sondern nur durch die Motivation, die aus ihm selber kommt.

Und diese Erkenntnis machen sich jetzt die neuen Management-Theorien zu eigen, die in den smarten Business Schools entstehen. Die Mitarbeiter sollen jetzt

bei ihren Emotionen gepackt werden, den hot buttons, wie das jetzt unter Beratern genannt wird.

Man könnte es auch ganz banal sagen: Selbstaussbeutung hat sich als effizienter als Fremdaussbeutung erwiesen. Die Cafébar ist nur das äußere Zeichen einer radikalen Metamorphose. Das Unternehmen, das in den zu Ende gegangenen Zeiten der Industrialisierung eine anonyme Maschinerie war, bekommt ein warmes Herz. Eine milliardenschwere Beratungsbranche hat sich darauf spezialisiert, emotionalen Mehrwert für die Belegschaft zu schaffen.

Vorbei die Zeiten, in denen Firmen profan und plump einem „Geschäftszweck“ nachgegangen sind. Jetzt haben sie eine „Mission“, eine Sendung also, mit der sich der Mitarbeiter identifizieren kann. Festgehalten wird die Sendung in einem sogenannten *Mission Statement*, einer Art Glaubensbekenntnis, in dem unumstößliche Werte und Überzeugungen benannt werden. - Das von Goldman Sachs zum Beispiel lautet: „Integrität und Ehrlichkeit sind das Herz unseres Geschäfts.“ Der Tabakkonzern Philip Morris bezeichnet sich in seinem Mission Statement als „Macht des Guten“. Oder der Ölkonzern Shell: „The Green Company“.

Die mittelfristige Finanzplanung kommt jetzt als „Vision“ daher, und flächendeckend hat das „Prinzip Team“ Einzug gehalten und bedient unser archaisches Bedürfnis, Teil eines Stammes zu sein. Haben *Sie* in den letzten Jahren eine Stellenanzeige gelesen, in der nicht die Aufnahme in ein – innovatives, kreatives oder sonstwie großartiges *Team* versprochen wird? Selbst der oberste Chef ist jetzt laut Stellenbeschreibung und Selbstdarstellung ein „Teamplayer“. Wir sollen und dürfen uns jetzt zugehörig fühlen. Apple, der Gefühlsspezialist, bringt das auf seinem deutschen Bewerbungsportal so auf den Punkt: „Egal, was du bei uns machst, du bist Teil von etwas ganz Großem.“ Wer Leistung fordert, muss Sinn bieten, so das Paradigma des modernisierten Managements.

Dass die Konzernzentralen heute die Skylines der Städte dominieren, wie das vormals die Gotteshäuser taten, ist kein Zufall.

Der Kapitalismus hat sich einmal mehr als wandlungsfähig erwiesen. Unter dem rauen Wind der Globalisierung hat er ein Doppelgesicht entwickelt: Für die hochproduktiven Stammebelegschaften wird eine geradezu warmherzige Fürsorglichkeit an den Tag gelegt – sie gehören dazu, werden sogar gerne als »Familie« angesprochen, die mit Liebe und Wertschätzung zu Höchstleistungen motiviert wird, neuerdings auch mit sanftem, wohlgemeintem Druck gezwungen wird, Körper und Geist fit zu erhalten, damit diese der Firma auch morgen noch zur Verfügung stehen. Bei der BASF etwa wird derzeit das „Zentrum für Work-Life-Management“ in Betrieb genommen, in dem Kinderbetreuung fast rund um die Uhr angeboten wird, dazu Kurse jeder Art, von Autogenem Training bis Zumba.

Das dort angeschlossene Fitness- und Gesundheitszentrum beschäftigt Ärzte und Physiotherapeuten, eine Sozial- und Pflegeberatung bietet Rat bei Lebens-, Ehe- und Schuldenkrisen oder auch bei psychischen Problemen wie Sucht und Depression. Der alte Widerspruch zwischen Arbeit und Leben hat sich vollends erübrigt.

Die andere Seite des Gesichtes bekommen diejenigen zu sehen, deren Verwertbarkeit mangels geeigneter Superqualifikationen zu wünschen übrig lässt. Sie finden sich in Billiglohn-GmbHs wieder, als Ausgeliehene, »feste Freie« oder Werkverträger, wenn ihre Arbeitsplätze nicht schon längst zu irgendwelchen Zulieferern in China oder Bangladesch ausgelagert wurden, wo die Mitarbeiter kaum Schutz und Rechte genießen.

Oben wie unten, beiden Sphären des modernisierten Kapitalismus ist eines gemeinsam: wer Arbeit hat, muss jetzt mehr ranklotzen. Arbeiten ist härter geworden, dichter, intensiver. Tyrannischer – um es mit dem Begriff aus meinem Buch zu sagen. Dabei ist es nicht einmal unbedingt der Arbeitgeber, der die Knute schwingt, immer öfter ist es der Aufseher in unserem eigenen Kopf, der uns zu Höchstleistungen antreibt. Denn das modernisierte Arbeitsethos ist ein Ethos der Freiheit. Einer Freiheit, die immer grenzenloser geworden ist – zeitlich wie räumlich. Mit den neuen Technologien ist Arbeit weder an einen Ort gebunden,

noch an eine Zeit. Arbeit ist, wenn wir den Computer anmachen. Wir müssen nicht mehr ins Büro, wir sind das Büro.

Halten wir uns, um die neue Tyrannei zu beschreiben, an die Zahlen. Heute arbeitet ein Vollzeit -Angestellter durchschnittlich eine knappe Stunde länger in der Woche als er das vor 15 Jahren getan hat, nämlich 43 Stunden, die beiden Überstunden, die im Schnitt gemacht werden, sind da eingerechnet.

Sie werden vielleicht sagen: eine Stündchen mehr pro Woche, das klingt nicht besonders spektakulär.

Ist es aber. Weil es nämlich das Ende eines Trends ist, der anderthalb Jahrhunderte andauert hat: dass nämlich die Arbeitstage der Menschen immer kürzer wurden.

Zu dieser Trendumkehr kommt aber noch eine zweite: Auch die Lebensarbeitszeit ist mit der Heraufsetzung des Rentenalters und der Beschränkung der Frühverrentung zum ersten Mal seit den Hochzeiten der industriellen Revolution wieder am Steigen. Und genau so, wie sich das Ende des Arbeitslebens nach hinten verschiebt, hat sich sein Anfang nach vorne verschoben. Heutige Kinder werden fast ein Jahr früher eingeschult als die Generation vor ihnen, und für die meisten von ihnen ist dazu noch die Zeit bis zum Abitur um ein Jahr kürzer. Ein Jugendlicher, der heute am Anfang seines Berufslebens steht, wird etwa 10.000 Stunden länger bei der Arbeit sein als Papa oder Mama – also umgerechnet mehr als ein halbes Jahrzehnt.

Arbeit - dieses kleine Zwischenfazit können wir hier ziehen – ist alles andere als am Ende. Im Gegenteil: sie blüht und gedeiht, nein sie wuchert. Sie wuchert immer weiter hinein in unser Privatleben. Sie wuchert aber vor allem immer weiter hinein in unsere Köpfe. Hier verschieben sich langsam aber sicher die Grenzen - zwischen dem Lebensbereich, in dem wir den Interessen eines Arbeitgebers unterworfen sind, und dem, der allein und ausschließlich unseren Interessen gilt.

Wir haben es mit einem tiefgreifenden kulturellen Wandel zu tun, einer Verschiebung der Gewichte, die bis in unsere privatesten Beziehungen reicht. In

rasendem Tempo hat sich das, was sich für uns als „richtig“ anfühlt umgepolrt – bis hin zu unseren Vorstellungen von dem, was wir als ein gutes Leben ansehen.

So ist, quasi über Nacht, das ehemals auf die Männer beschränkte Lebensmodell, in dem der Beruf den eigentlichen Daseinszweck bildet, zum Standardmodell auch für Frauen geworden. Während es noch vor zehn Jahren als normal und wünschenswert empfunden wurde, dass eine Mutter mit kleinen Kindern allenfalls in Teilzeit arbeitet, gilt es jetzt als „richtig“, dass sie ihre Babypause so schnell wie möglich hinter sich bringt. Von Ministerinnen und Firmenchefinnen wird vorgemacht, dass man aus dem Kreißaal direkt an den Kabinetts- oder Konferenztisch wechseln kann.

Eine Mutter, die das anders sieht, und sich etwa für einen Teilzeitjob entscheidet anstatt auf ihre Vollzeitstelle zurückzukehren, muss sich dafür zunehmend rechtfertigen – dass sie ihr Potenzial verschwendet, es sich in der Muttmchen-Rolle bequem macht – genauso wie sie sich noch vor einer Generation rechtfertigen musste, wenn sie trotz der Kinder arbeiten gehen wollte. Hausfrau klingt jetzt so sexy wie alte Jungfer – jemand, der keinen abbekommen hat (keinen Arbeitsplatz).

In der Politik ist es zum parteiübergreifenden Konsens geworden, dass die hohe Teilzeitquote von Frauen einen Skandal darstellt, den es mit allen Mitteln zu bekämpfen gilt (auch wenn, um hier mal eine kleine Klammer aufzumachen, 80 Prozent der Teilzeit-Frauen sich gar nicht wünschen, mehr zu arbeiten). Das Hamburger Weltwirtschaftsinstitut hat ausgerechnet, dass eine Frau zwischen dem 30. und 45. Lebensjahr brutto 200.000 Euro verliert, wenn sie nach der Babypause zunächst in Teilzeit einsteigt, und wie viele Hunderte von Milliarden dadurch der Wirtschaft verlorengehen. Die EU-Kommissarin Viviane Reding wirft Teilzeit arbeitenden Frauen rundheraus vor, „Wirtschaftsschädigung“ zu betreiben.

Als Skandal wird es inzwischen auch gesehen – und auch hier nähern wir uns gerade einem parteiübergreifenden Konsens - dass viele Frauen – im Gegensatz zu Männern - nicht schon zu Beginn ihrer Karriere einen Vorstandsposten ins Visier nehmen. Man ist jetzt überzeugt, dass man, mit entsprechenden Programmen und Quoten, alles dafür tun muss, um ihnen mehr Konkurrenzorientierung beizubringen.

Und genauso ändert sich mit dem derzeitigen kulturellen Wandel auch, was wir als erstrebenswertes Leben für unsere Kinder ansehen. So wie noch vor Kurzem die Überzeugung vorherrschte, dass ein Krabbelkind am besten bei seiner Mutter (oder allenfalls noch dem Vater) aufgehoben ist, ist man heute überzeugt, dass es in eine Institution gehört, die den Eltern den Rücken für das freihält, was zunehmend als ihr „eigentliches Leben“ gesehen wird, ihre Karriere.

Die flächendeckende Versorgung mit Kitas, möglichst rund um die Uhr, gilt jetzt allgemein als fortschrittlich. Nicht nur wegen der Karriere der Eltern, sondern auch wegen der Kinder selbst.

Man ist jetzt überzeugt, dass man nicht früh genug anfangen kann, ihnen Bildung beizubringen. Dass man ihre Entwicklung mit ausgeklügelten Programmen und Kursen stimulieren, ihre kognitiven Kompetenzen stärken muss. Die Hirnforschung sagt ja, dass in diesem Zeitfenster bei richtiger Förderung wahre Wunder möglich sind. Es ist jetzt eine Selbstverständlichkeit, dass Krippen ein Bildungsprogramm haben – zu dem neben der obligatorischen Zweisprachigkeit auch gehört, Mädchen mehr Konkurrenzorientierung beizubringen.

Kindheit ist nicht mehr die Zeit, wo die dösigen Kleinen sich ihrem Spieltrieb hingeben, sich auf dem Boltzplatz rumtreiben wie wir früher - Bewahre, wollen Sie wirklich die Hirnzellen der Kinder vergammeln lassen? – Kindheit ist jetzt das Trainingslager, in dem sie sich für die besten Jobs warmlaufen sollen. 20.000 KiTas sind inzwischen auf Initiative einer Stiftung der Unternehmensberatung McKinsey & Co als „Haus der kleinen Forscher“ zertifiziert. Sie bieten den Kleinen „mathematische, naturwissenschaftliche oder technische Projekte“ an, die ihre „Begeisterung für naturwissenschaftliche Phänomene und technische Fragestellungen wecken und langfristig zur Nachwuchssicherung der entsprechenden Berufsfelder beitragen.“

Eltern finden es jetzt offenbar normal, dass ihnen Unternehmensberatungen sagen, wie sie ihre Kinder aufziehen sollen.

Wir erleben, sehr geehrte Damen und Herren, hierzulande die friedlichsten Zeiten seit Menschengedenken. Und trotzdem sind es Zeiten der Mobilmachung. Wir werden mobil gemacht, weil das Wachstum schwächelt. Weil uns die Chinesen im Nacken sitzen. Weil wir von der großen Krise bedroht sind. Immer und überall.

Wahrscheinlich sind unter den Zuhörern Menschen, die wirklich eine Krise erlebt haben. Und vielleicht geht dem einen oder anderen so wie mir die Frage durch den Kopf, warum denn andauernd von einer Krise gesprochen wird, wo unsere Wirtschaft doch so prächtig gedeiht? In der Krisendekade ist unser Warenausstoß um 14 Prozent gewachsen, und die Gewinne noch viel stärker. Nur in einem einzigen Jahr war eine Schrumpfung zu verzeichnen – 0,75%. Egal. Die Krise scheint unerlässlicher Teil der Mobilisierungsrhetorik zu sein.

Wie das so ist in Zeiten der Mobilmachung, leben wir in einer Zeit des großen gesellschaftlichen Konsenses, des großen Mobilisierungskonsenses: Dass wir alles tun müssen, um die Wirtschaft anzukurbeln. Das Wachstum zu stärken. Dass wir uns noch mehr anstrengen müssen. Dass wir effizienter werden müssen. Es reicht nicht, Exportweltmeister zu sein, wenn unsere Kinder nicht PISA-Weltmeister sind. Es ist nie genug.

Der große Mobilisierungskonsens ist auch der Grund, weshalb wir uns von großen Koalitionen regieren lassen, deren Zusammensetzung zunehmend egal und beliebig geworden ist. Rot kann mit Grün, Rot kann mit Schwarz, Schwarz kann mit Grün und Rot kann bald mit ganz Rot. Wir sind alle in EINER Kultur aufgegangen, und leben in derselben unhinterfragten Glaubensgewissheit: Dass es uns als Menschen gut geht, wenn es endlich der Wirtschaft gut geht. Klar, ein paar Verteilungsfragen sind da zu klären. Aber letztlich: Das Wohl der Menschen ist deckungsgleich mit dem Wohl der Wirtschaft.

Und genau dieses Axiom will ich hier in Frage stellen.

Stimmt es denn, dass es uns besser geht, wenn die Wirtschaft floriert? Haben wir denn etwas davon, dass wir Exportweltmeister und Europachampion sind?

Dass eine starke Wirtschaft faire Arbeit bringt, hat sich jedenfalls als Mythos erwiesen. Und wenn wir meinen, in Zukunft könnte das anders sein, haben wir eine einfache Wahrheit vergessen: Die Wirtschaft ist nämlich gerade deshalb stark geworden, weil sie gelernt hat, die Produktionsfaktoren – also auch Arbeit - effizienter in Gewinn zu verwandeln.

Eine starke Wirtschaft ist eine, die MEHR Ressourcen verbraucht. MEHR Rohstoffe. MEHR Umwelt. MEHR Energie. Und das gilt auch für unsere menschliche Energie – unsere Lebensenergie. Die Wirtschaft ist stark, WEIL wir so viel und immer mehr arbeiten, WEIL wir härter arbeiten. WEIL wir Arbeit zu unserem Ding gemacht haben und unsere Selbstverwirklichung darin suchen. Weil wir die Arbeit in den Mittelpunkt unseres Lebens gestellt haben. Weil unser Privatleben immer kleiner und kürzer wird, zum kläglichen Rest, den die Arbeit übrig lässt. Weil wir unsere Träume zurückstellen, und allzu leicht vergessen, was wir sonst noch vom Leben wollten. Weil wir brav in Burnout Kliniken gehen, um möglichst schnell wieder voll einsatzfähig zu sein. – Und SELBSTVERSTÄNDLICH wird die Wirtschaft in Zukunft noch stärker sein, wenn unsere Kinder bei PISA die Hongkong-Chinesen vollends überflügelt haben und sie dann endgültig so weit sind, dass sie sich ein Leben ohne Arbeit gar nicht mehr vorstellen können.

Lassen Sie mich das klipp und klar sagen – auch wenn's vielleicht weh tut. Eine starke Wirtschaft löst keines unserer Probleme.

Ist unser Problem als Gesellschaft etwa, dass wir zu arm sind?

Nein, das Problem unserer Gesellschaft ist, dass sie auseinanderfliegt. Dass es immer mehr Ausgeschlossene gibt. Und die gibt es nicht deshalb, weil unsere Wirtschaft zu schwach wäre. Im Gegenteil: Es ist doch gerade das Merkmal erfolgreichen, also effizienten Wirtschaftens, dass Arbeitskräfte nach ihrem Nutzen für das Unternehmen entlohnt werden, also nach ihrer Verwertbarkeit. Wer auf die wirtschaftliche Stärke des Individuums setzt, setzt auch auf die diesbezüglichen Unterschiede. Topgehälter für die Topproduktiven, Minilöhne für die wenig Produktiven.

Ja, natürlich, es gibt Armut. Aber wer meint, die mit einer stärkeren Wirtschaft beseitigen zu können, kann genauso gut mit Benzin zum Feuerlöschen kommen.

Ist das Problem unserer Kinder, dass sie zu wenig gefördert werden? Dass ihre Hirne nicht ausreichend darauf dressiert werden, einmal volle Leistung am Arbeitsplatz zu bringen?

Nein – ihr Problem ist, dass immer mehr von ihnen sich mit psychischen Erkrankungen plagen müssen. Nach der BELLA-Studie des Robert-Koch-Instituts finden sich bei über 20 Prozent der Kinder psychische Auffälligkeiten, die Zahl ist über die letzten drei Jahrzehnte parallel zu den Wachstumsraten der Wirtschaft immer weiter gestiegen. Das Problem unserer Kinder ist, dass immer mehr von ihnen ihr soziales und familiäres Netz verloren haben – und das wird dadurch, dass die Lebensenergien ihrer Eltern zunehmend in die Stärkung der Wirtschaft fließen, nicht dichter, sondern löchriger. Dass Krippen hier in vielen Fällen keinen guten Ersatz bieten können, liegt nicht daran, dass Krippen an sich schlecht wären, sondern daran, dass gute Krippen verdammt teuer sind.

Ist es das Problem unserer Gesellschaft, dass wir die Ärmel nicht genug hochkrepeln?

Nein, das Problem unserer Gesellschaft ist die manische Überstimulation, die uns die gestärkte Wirtschaft abverlangt – und deren Spiegelbild die Verarmung der privaten Sphäre ist.

Sie spüren das, wenn Sie tagsüber durch die Wohnviertel gehen – wie still es geworden ist – auch auf den Spielplätzen - die Eltern sind jetzt beide bei der Arbeit, die Kinder in der Kita, deren Betreuungsschlüssel aber nicht ausreicht, um mit den Kleinen nach draußen zu ziehen. Vielleicht sitzen sie auch nur vor der Lernsoftware, die ihnen die Unternehmensberatung gesponsert hat. – Das Problem unserer Gesellschaft ist, dass sie von der starken Wirtschaft ausgetrocknet wird. Wenn die Kapitalgesellschaften blühen, wird der Preis von der Zivilgesellschaft bezahlt.

Ja, bei der Arbeit laufen wir auf Hochtouren, wir rennen von Herausforderung zu Herausforderung – jetzt nennen wir es challenge – aber für unser ureigenes, allerprivatestes Projekt, unser Leben, scheinen die Energien und der Mut verflogen. Wir trauen uns nicht einmal mehr, Kinder zu kriegen. Gerade unter den Globalisierungsgewinnern, der gebildeten Mittelschicht, die wir als unsere Elite betrachten, grassiert die Angst.

Merkwürdig. Wir haben alles. Und jedes Jahr ein bisschen mehr. Es geht uns rein materiell besser als alle unsere Vorfahren je zu träumen gewagt hätten. Können wir uns zurücklehnen und die Früchte unseres Fortschritts genießen? Nein, das Gegenteil ist der Fall. Mitten im Überfluss müssen wir arbeiten, wie wenn wir am Verhungern wären. Wir müssen noch mehr rackern, noch mehr hetzen, effizienter werden, besser werden, weiter wachsen, schneller wachsen, um bloß nicht in die Krise zu rutschen. Nicht einmal ausreichend Schlaf meinen wir uns noch leisten zu können, denn wenn wir nicht zurückbleiben wollen, müssen wir schneller rennen. Also schaffen wir den Sonntag ab, damit wir auch da arbeiten und einkaufen können. Und endlich haben auch die Südländer erkannt, dass ihre Siesta ein Fortschrittshindernis ist.

Wir haben alles, tatsächlich. Und wir mögen von aller Welt darum beneidet werden. Aber in Wirklichkeit sind wir arme Tröpfe.

Und jetzt? Eine starke Wirtschaft? Das soll eine Zukunftsvision sein? Noch mehr vom Gleichen? Wenn wir die Wachstumsraten der deutschen Wirtschaft der ersten 13 Jahre dieses Jahrhunderts hochrechnen – Wachstumsraten, die allgemein als allzu schwächlich eingestuft werden -, werden wir am Ende des Jahrhunderts viermal so viel produziert, konsumiert und weggeworfen haben, wie wir das heute tun. Vielleicht wird es sogar noch besser kommen, denn das anstehende transatlantische Wirtschaftsbündnis, das unsere Regierung abzeichnen wird, eröffnet ungeahnte Wachstumschancen.

Wir werden Arbeit haben in Hülle und Fülle. Sicher nicht faire Arbeit für alle. Aber wir können davon ausgehen, dass zumindest *unsere* Kinder unter denen sein werden, die Zutritt haben werden zu der schönen neuen Welt, die die

Kapitalgesellschaften für diejenigen bereitet haben, die mit ausreichend verwertbaren Qualifikationen aufwarten können.

Eine Welt, die ihnen alles bieten wird, was man vom Leben erwarten kann. Sie werden eine Aufgabe haben. Sie werden sich nützlich fühlen dürfen, als Teil einer Schaffensgemeinschaft, die jeden Tag Großes vollbringt.

Es wird für sie gesorgt sein, das Beispiel der BASF wird Schule gemacht haben. Ihre Kinder werden aufgehoben sein in der besten denkbaren Firmen-Krippe. Sie werden ihren Kleinen nicht einmal mehr selber das Fahrradfahren beibringen müssen, dafür bieten die jetzt Kurse an. Und sicher wird es bald auch ein betriebseigenes Altersheim geben. Niemand und nichts wird sie mehr von ihrem eigentlichen Daseinszweck abhalten: Werte zu schaffen. Sollte es einmal eine Motivationskrise geben, wird die von buddhistischen, christlichen oder schamanischen Motivationsgurus umgehend behoben werden. Sie werden Teil einer starken Wirtschaft sein. Und – so steht es zumindest zu hoffen - sie werden ihre Arbeit auch als fair empfinden. Ihre Arbeit wird ihr Ding sein, ein großes Abenteuer - wenn es gut geht, ihr Lebenssinn. Sie werden Leistung bringen aus Leidenschaft.

Und vielleicht eines Tages so eingespannt sein, dass Sie nicht einmal mehr ihr Leben vermissen.